

Das Buch

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **53 (1973-1974)**

Heft 10

PDF erstellt am: **30.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Buch

HOFMANNSTHAL-FORSCHUNG

Die Zerstörung des Mythos vom Ästhetem Hofmannsthal

«Der Mythos vom Ästhetem Hofmannsthal muss endlich zerstört werden.» Diese Forderung wurde schon kurz nach Ende des Zweiten Weltkrieges aufgestellt¹, und man kann heute mit Genugtuung feststellen, dass zumindest auf der Ebene der literaturwissenschaftlichen Forschung in den vergangenen 25 Jahren um ein neues, phänomenologisches Hofmannsthal-Verständnis gerungen worden ist. Es ist auch gegenwärtig noch eine Art Restauration der Werke dieses Dichters im Gange, und das heisst in der Welt der Literatur nichts anderes, als dass die Sprache des Autors freigelegt wird, nicht nur in ästhetischer Hinsicht, sondern auch in ethischer: Es wird die Frage gestellt, was denn der glänzende Stilist, das literarische Wunderkind Hofmannsthal eigentlich ausgesagt habe. Die Missverständnisse, die sich um diesen Dichter herum vor allem während der Zeit des in Europa herrschenden Faschismus aufgetürmt haben, sind überaus zahlreich. Damals hat man Hofmannsthal vor allem als Ästhetem, als Décadent jüdischer Abstammung bezeichnet. Indem man an den Dichter und sein Werk die Massstäbe der herrschenden Moral anlegte, verlor man die den Werken selbst innewohnende Moral gänzlich aus den Augen.

Im Jahre 1968 ist es *Martin Stern* gelungen, die Freunde Hofmannsthal's und vor allem die Forscher, die sich um ein

neues, gründliches Verständnis seiner Werke bemühen, zu einer «Hugo-von-Hofmannsthal-Gesellschaft» zusammenzuschliessen. Stern zeichnet auch als verantwortlicher Redaktor der «*Hofmannsthal-Blätter*²», die seit der Gründung der Gesellschaft jeweils halbjährlich erscheinen. Im Vordergrund dieser «Hofmannsthal-Blätter» stehen, wie es im Vorbericht der Redaktion heisst, Dokumentation und Diskussion. Unbekannte Zeugnisse wie einzelne Briefe des Dichters sowie kurze Dokumente von Zeitgenossen, deren Veröffentlichung in Buchform nicht in Frage kommt, werden hier den Mitgliedern der Gesellschaft zur Kenntnis gebracht. Das Hauptgewicht aber liegt zweifellos auf der kontinuierlichen Nachführung einer möglichst vollständigen Bibliographie zur Dichtung Hofmannsthal's.

Neben dieser für die Forschung äusserst wertvollen Sammlertätigkeit der Hugo-von-Hofmannsthal-Gesellschaft haben aber auch zahlreiche Einzelpublikationen in letzter Zeit sehr viel zum Abbau traditioneller Missverständnisse und zur klaren Erkenntnis der bei Hofmannsthal dargestellten Daseinsformen beigetragen. Aus der Fülle der wissenschaftlichen Darstellungen sollen hier zwei besonders anregende und umfassende Arbeiten hervorgehoben werden: Hinrich C. Seebas «*Kritik des ästhetischen Menschen*» und Rolf Ta-

rots umfangreiches Werk «*Hugo von Hofmannsthal – Daseinsformen und dichterische Struktur*».

Hinrich C. Seeba, heute als Dozent an der University of California tätig, hat sich in seiner Tübinger Dissertation eingehend mit Hermeneutik und Moral in Hofmannsthals kleinem Drama «*Der Tor und der Tod*» beschäftigt³. Seeba will das Ästhetentum als solches, das im Grunde ja «in Schönheit längst gestorben» ist, nicht etwa einmal mehr einer Kritik unterziehen. Er bringt vielmehr den überzeugenden Nachweis, dass der junge Hofmannsthal selbst das Problem des ästhetischen Menschen klar als ein solches erkannt und anhand der Person Claudios im Stück «*Der Tor und der Tod*» zur kritischen Darstellung gebracht hat. Es ist also grundsätzlich falsch, die lyrischen Dramen wegen ihres angeblichen Ästhetizismus etwa gering zu schätzen; ebenso falsch ist es aber, als Verteidiger des «Ästheten Hofmannsthal» auftreten zu wollen. Beides käme einer Verkennung der eigentlichen Leistung Hofmannsthals gleich. Diese Leistung, welche, wie bereits erwähnt, darin besteht, dass Hofmannsthal die Gefahr des Ästhetizismus selber erkannt und vom moralisch-ethischen Standpunkt aus einer eigenen Kritik unterzogen hat, diese ausserordentliche Leistung der Selbsterkenntnis und Selbstkritik wird offenbar, wenn man Hofmannsthals Briefe aus der Entstehungszeit der lyrischen Dramen bezieht. Seeba beruft sich vor allem auf die Briefe des damals erst 18jährigen jungen Dichters an Eduard Karg von Bebenburg: «Mir fehlt die Unmittelbarkeit des Erlebens; ich sehe mir selbst leben zu und was ich erlebe, ist nur wie aus einem Buch gelesen⁴», so lesen wir da unter

anderem, und diese Erkenntnis, dass es ihm an der Unmittelbarkeit des Erlebens fehle, hat Hofmannsthal seinem Stück «*Der Tor und der Tod*» zugrunde gelegt. Claudio scheint das bereits brieflich dargelegte Hofmannsthalsche Ästhetizismus-Problem überhaupt nur zu wiederholen. Alle die Kunstgegenstände, die ihn umgeben, haben Claudio das Leben, das sie ihm zu versprechen schienen, nur vorenthalten. So hat er sich, wie es heisst, «an Künstliches verloren».

Ein besonders wesentlicher Aspekt von Seebas Arbeit ist nun aber der Hinweis auf die Aktualität des von Hofmannsthal dargestellten Ästhetizismus-Problems für unsere Zeit und Gesellschaft. Durch die von uns geschaffenen Institutionen Radio, Kino und Fernsehen hat das Ästhetizismus-Problem schlagartig aufgehört, ein besonderes Problem des Künstlers zu sein, sondern ist zum Problem der modernen Gesellschaft überhaupt geworden. Wir stehen in einem Zeitalter der Reproduktion und bekunden dadurch allmählich immer mehr Mühe, selber produktiv zu sein und produktiv zu denken. Zum mindesten ist unsere produktive Tätigkeit durch gewisse vorgegebene Anschauungsschablonen vorbestimmt, was am handgreiflichsten fassbar wird in Fernsehen und Reklame, beide, wie Seeba sagt, «im weitesten Sinne vor allem ästhetische Schablonen von anthropologischer Relevanz⁵». Der Mensch hat sich daran gewöhnt, die Realität nach dem Muster der Fernseh- oder Reklamebilder zu erfassen, und dieser moderne Ästhetizismus hat gegenwärtig Ausmasse angenommen, die selbst die düstersten Vorstellungen der Ästhetizismus-Kritiker früherer Jahre übertreffen. Die schöne Harmonie der

Reklameschablone führt zum Realitätsverlust, das heisst zur Erlebnisarmut; die «imperativisch umworbenen Konsumenten» verfallen «einem ästhetischen Narzissmus, der dem Kaufzwang den Anschein der Freiheit gibt⁶». Solchen Überlegungen bleibt Seebas Tor- und-Tod-Interpretation von allem Anfang an und bis zum Schluss der Arbeit untergeordnet. Der Tod ist in diesem Sinne bei Hofmannsthal nicht etwa ein Anwalt des memento mori, sondern ein Verkünder des memento vivere. Seebas Analyse des kleinen Dramas will letztlich nur sichtbar machen, dass es Hofmannsthal, dem angeblichen Vertreter des Ästhetizismus, in keiner Weise um eine Verabsolutierung des ästhetischen Menschen, aber auch nicht um dessen Verdammung oder Verketzerung geht. Was der Dichter in seinem Streitgespräch zwischen Leben und Tod tatsächlich zum Ausdruck gebracht hat, ist die Forderung nach einer zweifachen Integration des Einzelmenschen, einer ästhetischen und einer sozialen Integration. Die Existenz des ästhetischen Menschen, soviel heisst das doch, ist nur sinnvoll, wenn die ästhetische Schau der Erkenntnis einer sinnvollen Lebenseinheit dient. Aber nicht minder wesentlich ist die Unterordnung des Sozialen unter dieses Lebensganze: soziale Integration kann nur sinnvoll sein, wenn sie dem Menschen jenen freien Spielraum lässt, das Leben «als ein Schauspiel zu geniessen, / Die Schönheit aller Formen zu verstehen / Und unsrem eignen Leben zuzusehen», wie der junge Hofmannsthal dies in einem andern lyrischen Drama, dem «Tod des Tizian», trefflich formuliert hat⁷.

Es ist im Grunde falsch, das Ästhetische dem Sozialen so krass entgegenzusetzen, wie dies in der Zeit der Krise

des bürgerlichen Individualismus vor allem um die Jahrhundertwende geschehen ist und zum Teil heute noch geschieht. Das Wort von der «Krise des bürgerlichen Individualismus» lässt an die Arbeiten von Georg Lukacs denken, auf den Seeba sich tatsächlich auch an zwei Stellen seiner Arbeit bezieht⁸. Seebas Ansatz zu seiner Werk-Interpretation ist – wie derjenige Georg Lukacs' – ein historisch-soziologischer. In diesem Sinne sind auch seine Schlussfolgerungen zu verstehen:

Das Problem des ästhetischen Menschen, so lesen wir da, ist nicht mehr nur eine Frage der künstlerischen Profession, sondern auch schon eine Frage der bürgerlichen Existenz in der modernen Gesellschaft. Claudio ist nicht mehr als Dichter, Maler oder Musiker zu identifizieren, sondern ein homo literatus, der gebildete, aber unpolitisch gewordene Liberale in der ästhetischen Kultur Wiens. Er hat sich nicht an die Kunst, sondern «an Künstliches verloren». Nicht das Leben eines Künstlers, sondern die Künstlichkeit des Lebens, das vor lauter Vermittlungen seine Unmittelbarkeit verloren hat, ist in Claudios Leiden an Entfremdung und Verdinglichung problematisch geworden⁹.

Eine Stelle wie die eben zitierte zeigt den Glanz, aber auch die Problematik der Arbeit Seebas. Der Autor, geübt im Gebrauch einer modern klingenden Sprach-Dialektik, kann es sich nicht überall verkneifen, einen Jargon zu verwenden, mit dem sich heute schon jeder Gymnasiast einen revolutionären Anstrich zu geben vermag, unabhängig davon, wie gross sein wöchentliches Taschengeld ist. Es ist zu hoffen, dass Seeba mit dem, was er hauptsächlich am Schluss seiner Arbeit formuliert hat,

auch wirklich ernst macht und es nicht bei seinen oft eine Spur zu spitzen Formulierungen bewenden lässt.

Ganz andere Wege als Seeba hat Rolf Tarot in seinem Buch *«Hugo von Hofmannsthal, Daseinsformen und dichterische Struktur»* beschritten¹⁰. Zwar stützt auch er sich besonders auf Hofmannsthals Frühwerk, aber im Unterschied zu Seeba legt Tarot das Hauptgewicht nicht auf die historisch-soziologische Bedeutung der Texte, sondern auf Hofmannsthals eigene Bewusstseinsproblematik. Methodisch bedeutet dies, dass in Tarots Arbeit vorerst nach den Daseinsformen gefragt wird, die sich in Hofmannsthals frühen Gedichten und Dramen zeigen. Diese Existenzproblematik führt zwangsläufig über zur Sprachproblematik, zur Frage nach der dichterischen Struktur. Dies alles verrät die Schule Martin Heideggers, dessen Weg ja auch von der Daseinsanalyse zur Sprachproblematik geführt hat. Der eigentliche Wert von Tarots Methode liegt aber wohl darin, dass die Daseinsanalyse übergeführt wird in eine strukturelle Anthropologie, wie dies ja schon im Titel angedeutet wird.

Im Bewusstsein, dass der Begriff der Struktur in der gegenwärtigen Literatur- und Sprachwissenschaft zu einem vielfach missverstandenen Modebegriff geworden ist, sieht sich Tarot zu einem besonders sorgfältigen Vorgehen gezwungen. Er grenzt den weiten und oft verschwommenen Bedeutungshorizont von Struktur von vornherein auf zwei Bedeutungsmöglichkeiten ein, indem er Struktur einerseits als Bauart versteht, was auf den «Bau des Gefügten oder künstlich Verfertigten» hindeutet¹¹, andererseits als etwas Grundzugartiges, weil er keine Darstellung von Hofmanns-

thals gesamtem Werk leisten, sondern nur auf Grundzüge hinweisen möchte¹².

Die Hauptschwierigkeit, mit der eine solcherart phänomenologisch orientierte Literaturwissenschaft bei der Interpretation des Hofmannsthalschen Werkes zu kämpfen hat, ist zweifellos die von Hofmannsthal selber in seiner Schrift *«Ad me ipsum»* entwickelte Begriffssprache, die den Zugang zu den Werken bis anhin eher erschwert als erleichtert haben dürfte. Tarot bekennt sich von Anfang an zu seiner Überzeugung, man müsse einen Ausweg aus dem Bannkreis des *«Ad me ipsum»* suchen. Das hat zur Folge, dass er in seinen Interpretationen zum Beispiel den umstrittenen Begriff der Präexistenz nach Möglichkeit vermeidet. Seine eigenen Begriffe entwickelt nun Tarot mit äusserster Sorgfalt. Zunächst werden einige lyrische Gedichte des sechzehnjährigen Hofmannsthal betrachtet, und es ist in diesem Zusammenhang nur erst von einer «aufbrechenden Problematik des Verhältnisses von Ich und Welt» die Rede¹³. In dem kleinen Drama *«Gestern»* erweist sich dann der in den Gedichten des Sechzehnjährigen anklingende problematische Zustand als «ein Zustand von ambivalenter Struktur¹⁴». Das Ich erinnert sich eines verlorenen Zustandes (Gestern) und trachtet danach, ihn zurückzugewinnen. Eine klare Formel für diese ambivalente Daseinsform kristallisiert sich allerdings erst in der eingehenden Interpretation des Fragments *«Der Tod des Tizian»* heraus. Die Tizianschüler verdanken der Kunst ihres Meisters ihren ganzen Zugang zum Leben.

*Der Tizian sterben, der das Leben schafft!
Wer hätte dann zum Leben Recht und
[Kraft?*

Sie leben also nur mittelbar; ihr Stimulans zum Leben ist die Kunst ihres Meisters. Nur ein einziger der Tizianschüler, Gianino, scheint befähigt, die Dinge und Zustände der Wirklichkeit «noch» selber zu erleben. Die andern sind dazu «nicht mehr» fähig. Sie haben es verlernt, «einfach» zu fühlen. In ihrer Daseinsform sind Unschuld und Unbefangenheit des «Noch» der Befangenheit und dem Zwiespalt des «Nicht mehr» gewichen. So ist es auch in dem kleinen Drama «Der Tor und der Tod», wo für Claudio der Zugang zum Leben verschüttet ist und nur noch das Kunstwerk eine Art «Inzitament» zur Wiedereröffnung dieses Zugangs zum Leben darstellt. Claudio empfindet es als Fluch, sein Leben zu erleben wie ein Buch, / Das man zur Hälfte noch nicht und halb nicht mehr begreift, / Und hinter dem der Sinn erst nach Lebendigem schweift¹⁵. Aber dadurch erfährt er immer nur den Abglanz des Wirklichen, nie das Wirkliche selbst. Denn er ist kein grosser Künstler wie Tizian, den noch die Unbefangenheit des Schauens auszeichnet; er ist nur ein «sensitiver Dilettant». Dies ist ein Ausdruck, den Hofmannsthal selbst geprägt hat in seiner Studie über «Die Menschen in Ibsens Dramen». Der sensitive Dilettantismus ist ein Kennzeichen der ambivalenten Daseinsform. Das Dasein Claudios ist schattenhaft, eine Art existentielles Niemandsland, da es im «noch» nicht mehr und im Leben noch nicht angesiedelt ist. Der Versuch, das Leben durch Inzitamente (Kunst, Literatur) zurückzugewinnen, scheitert. So bleibt der Mensch von der Art Claudios in einem seltsamen Schweb- oder Zwischenzustand. Tarot bezeichnet ihn als Zustand des «Nicht-mehr-und-noch-Nicht¹⁶». Erst in der Todesstunde kehrt

der Zustand des «Noch» zurück. Der Tod bringt paradoxerweise erst das Leben.

Indessen genügt die Zeitkategorie des «Noch» nicht, die Daseinsform, die dem Leben entspräche, phänomenologisch richtig zu kennzeichnen. Tarot versucht das Leben, im Gegensatz zur Lebensphilosophie eines Bergson, dialektisch zu begreifen. Wenn Bergson nämlich das Leben als das «grosse Leben» verstanden hat und in der Folge der Begriff Leben durchaus auch in Deutschland und Österreich zum Zentralbegriff der Zeit Hofmannsthals geworden ist, zur «metaphysischen Urtatsache», zum «Wesen allen Seins überhaupt» und wie die allzu kühnen Formulierungen alle lauten mögen, so hat Hofmannsthal seinen Lebensbegriff in wohlthuender Art differenziert und dialektisch abgewandelt. An den Gestalten seiner frühen Dramen wird, wie Tarot schön aufzeigt, klar, dass das Aufgehen im Ganzen des «grossen Lebens» zugleich Verzicht auf konkretes Leben bedeuten muss. Das «Leben» verschlingt das Leben. Das Verlockende zeigt ein dämonisches Antlitz. Der Sehnsucht nach einem verlorenen, nur erinnerten ersten Leben entspricht die Flucht vor einer dritten Daseinsform, die sich im «Nicht-mehr-und-noch-Nicht» ankündigt. Diese dritte Daseinsform wäre eben das «grosse Leben» in seiner Dämonie. «Dialektik und Dämonie», so schreibt Tarot, bestimmen das Verhältnis des Ichs zwischen der ersten und dritten Daseinsform: Gewinn des «Nie-und-Immer» ist Verlust des «Hier-und-Jetzt». Der Verlust des «Hier-und-Jetzt» lässt das «Nie-und-Immer» in seiner Dämonie sichtbar werden¹⁷.

Von dieser Warte aus hat Tarot nun auch ein neues Verständnis der Selbst-

zeugnisse Hofmannsthals gewonnen. «Nie-und-Immer» und «Hier-und-Jetzt» bilden zum Beispiel auch in Hofmannsthals Briefen zwei Daseinsformen, zwischen denen der ambivalente Zustand des Dichters fühlbar wird. Wiederholt erscheint da das Bild von Ebbe und Flut. Der Zustand der Ebbe ist ein lebendiges Totsein, das natürlich wieder zu inzitanten Versuchen verlocken kann. Die «gute Stunde» wird dann, meist als Stunde der Lektüre, als eine Art Bollwerk gegen die leere Öde der Ebbe aufgerichtet. Allerdings ist die Dialektik unaufhebbar. Hofmannsthal leistet keine Vermittlung zwischen getrennten Welten, sondern stellt gerade die Krise dar, die den menschlichen Geist erfasst, wenn er die Grenzen der einzelnen Daseinsformen überschreitet. Wenn wir die erste Daseinsform mit Tarot schliesslich als «mythisches Bewusstsein» verstehen, als eine Daseinsform paradiesischer Zeitlosigkeit, die Hofmannsthal selber «Naturzustand» nannte, so ist der zweite, der ambivalente Zustand natürlich nichts anderes als ein Zustand der Krise. In ihm ist das Bewusstsein sozusagen umgewendet. Mythos wird zum Ethos, Gedichte werden gemacht, nicht mehr empfangen. Deshalb ist es angebracht, mit Tarot noch kurz das «Problem der Sprache in der Krise des mythischen Bewusstseins» zu betrachten.

Da Hofmannsthal selbst seine Sprachauffassung nur unsystematisch und subjektiv dargelegt hat, sieht sich Tarot gezwungen, E. Cassirers systematische Darstellung zur Verdeutlichung herbeizuziehen¹⁸. Allerdings scheint Hofmannsthal dieses 1924 erstmals erschienene Werk kaum genau gekannt zu haben. Cassirers Auffassung von der funktionalen Gesetzlichkeit im Aufbau

der Sprache zeigt jedoch genaue Übereinstimmungen mit den drei Daseinsformen Hofmannsthals. Cassirer unterscheidet die drei Stadien des mimischen, des analogischen und des symbolischen Ausdrucks. «Die mimische Bewegung ist eine unmittelbare Einheit des <Inneren> und des <Äusseren>, des <Geistigen> und <Leiblichen> (I 126). Sprache aber gehört einer andern Stufe des Daseins an. Sie ist ihrer Form nach Gegenspiel zur Fülle der sinnlichen Empfindungen, kann weder die Unmittelbarkeit der Dinge und noch weniger die Unmittelbarkeit des Lebens ergreifen. Sprache gehört der Sphäre der Reflexion an. Zunächst gehört Sprache allerdings noch der blossen Daseins-sphäre an; sie weist nicht auf einen dinglichen Inhalt hin, sondern setzt sich an dessen Stelle (II 284). Auf dieser Stufe ist Sprache eine Art Gesang. Die Sphäre des sprachlichen Sinnes konstituiert sich nochmals auf einer höhern Stufe, der des symbolischen Ausdrucks, durch den Sprache zur Trägerin von Bedeutungen wird. Der Übergang von der mimischen zur analogischen Sprachform bezeichnet nun bei Hofmannsthal etwa den Übergang vom mythischen Bewusstsein zur Krise des mythischen Bewusstseins. Hier sind Bedeutungs-funktion und sinnlicher Klang noch ganz miteinander verbunden. Aber innerhalb der Krise des mythischen Bewusstseins vollzieht sich mit der wachsenden Dynamik des Denkens auch der allmähliche Übergang in die symbolische Sprachform. Hier ist der systematische Ort, an dem Dichtung zugleich entsteht und sich selbst zum Problem wird.

Es ist hier nicht der Ort, Tarots Weg weiter zu verfolgen, da hier nun natürlich die Betrachtung von Texten Hof-

mannsthals einsetzen müsste. Wir können uns hier auf die Bemerkung beschränken, dass Tarots umfangreiche Erläuterungen zu Hofmannsthals Frühwerk zweifellos zum Besten gehören, was die Philologie in den letzten Jahren geleistet hat.

Gerade am Phänomen Hofmannsthal dürfte sich nach alledem, was hier dargelegt wurde, gezeigt haben, dass Germanistik und überhaupt die philologisch exakte Text-Erläuterung, auch wenn sie sich als Wissenschaft heute immer wieder in Frage gestellt sieht, noch sehr viel zu leisten imstande ist. Dass sie sich selbst in einer Krise befindet, zeigt sich vielleicht gerade in der Hinwendung zu Autoren der Bewusstseinskrise von der Art Hugo von Hofmannsthals. Wenn es stimmt, dass die Geschichte der Germanistik die Geschichte der Ideologie des deutschen Bürgertums ist, so befindet sich Tarot an einem Punkte, wo diese bürgerliche Wissenschaft sich ihrer eigenen Krise bewusst geworden ist. Im Gegensatz zu Seeba aber flüchtet sich Tarot nicht in die Sprache der in Mode gekommenen

antibürgerlichen Ideologie, sondern versucht die Krise des Bürgertums an ihrer Wurzel zu bekämpfen, indem er die ganze komplexe Struktur des Bewusstseins – und wir dürfen hier wohl sagen, ohne den Verdacht des Ideologisierens auf uns zu ziehen –, des bürgerlichen Bewusstseins zu durchleuchten versucht.

Bruno Bolliger

¹Franz Norbert Mennemeier, *Ästhet oder Ethiker?* Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 155, 8. 7. 1950. – ²Lothar-Stiehmel-Verlag GmbH, Heidelberg. Die Hofmannsthal-Blätter erscheinen nicht im Buchhandel. – ³Hinrich C. Seeba, *Kritik des ästhetischen Menschen*, Gehlen-Verlag, 1970. – ⁴Zitiert nach Seeba, a. a. O., S. 70. – ⁵Seeba, a. a. O., S. 18. – ⁶Seeba, a. a. O., S. 20. – ⁷Zitiert nach Seeba, S. 123. – ⁸S. 67 und S. 186. – ⁹Seeba, a. a. O., S. 186f. – ¹⁰Rolf Tarot, *Hugo von Hofmannsthal, Daseinsformen und dichterische Struktur*, Tübingen 1970. – ¹¹A. a. O., S. 6. – ¹²A. a. O., S. 7. – ¹³A. a. O., S. 40. – ¹⁴A. a. O., S. 56. – ¹⁷A. a. O., S. 138. – ¹⁸E. Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen*, 4. Aufl. Darmstadt 1964.

VOM SCHWEIZER BÜCHERTISCH

Bemühungen um Otto Wirz

Der Aargauer Otto Wirz (geb. 1877 in Olten, gest. 1946) gehört, was Intelligenz und künstlerische Begabung betrifft, bestimmt zu den Grossen des schweizerischen Geisteslebens. Und doch hat er meines Wissens kein einziges überragendes Kunstwerk zustande gebracht. Die Romane, die der Verlag Huber in Frauenfeld seit einiger Zeit

mit vorbildlichem Einsatz wieder neu auflegt, sind interessante Dokumente unserer Literaturgeschichte, werden aber eher berufliche als natürliche Teilnahme hervorrufen. Warum das? Der Stil von Wirz ist eigenwillig, unkonformistisch, ohne aber die Kraft zu besitzen, die nötig ist, um die üblichen Formen zu überwinden; er wirkt wider-

borstig, nicht prophetisch-schöpferisch. Otto Wirz war naturwissenschaftlich, technisch, literarisch, musikalisch ausserordentlich begabt, hatte aber offenbar wenig Sinn für die Freundlichkeit der Welt und das unterhaltsame Sich-Mitteilen. Es gibt ja immer wieder Menschen, die in einem Missverhältnis zu ihren Mitmenschen stehen, die, weit davon entfernt, der Gesellschaft entraten zu können, sie verachten.

Der lange Roman *Gewalten eines Toren*, 1923 (1969 in Frauenfeld neu aufgelegt) gilt als das Hauptwerk. Die später entstandene, Fragment gebliebene Dichtung *Rebellen und Geister* besitzt meines Erachtens zwar höheren künstlerischen Rang. Gewiss ist der frühere Roman als verspäteter Beitrag zum deutschen Expressionismus bemerkenswert und enthält einige prachtvolle Stellen: schön dargestellte Wanderungen durch die alemannische Landschaft, packende Zirkus-Szenen; daneben enttäuschen aber langatmige Grübeleien und kleinere Geschmacklosigkeiten wie Seite 631 die betuliche Begrüssung Annas durch Calonder, oder Seite 646 das Bild von der schwellenden Frucht. Die Dichtung meint das Niveau Nietzsches, enthält aber einige recht triviale Passagen und wirkt streckenweise epigonal. Der Satz Fritz Schaub's (in seiner Untersuchung *Otto Wirz, Aufbruch und Zerfall des neuen Menschen*, Bern 1970, S. 7) «Kaum etwas in der Schweizer Literatur lässt sich mit Otto Wirz vergleichen» ist leider einfach nicht wahr. Wir werden in den Erzählungen von Wirz allzu oft an Gottfried Keller, Carl Spitteler, Albert Steffen und andere von seinen Zeitgenossen erinnert. Von dem deutschen Vorbild Goethe ganz zu schweigen!

Um Otto Wirz haben sich schon

namhafte Literaturkundige bemüht: Guido Calgari, Werner Günther, Carl Seelig, Emil Staiger, und Reinhart Maag hat 1958 in Zürich eine kluge Dissertation über ihn geschrieben. Der akademische Eifer und die liebende Fürsorge ehren die Schreibenden und den Betroffenen. Womit man sich indessen nicht so leicht abfinden wird, ist die Tatsache, dass die Bemühungen zum Teil von den gleichen Kreisen ausgehen, die von Carl Spitteler überhaupt nichts mehr wissen wollen. Gewiss gehört auch Spitteler kaum zu den Grössten der Weltliteratur; aber bei ihm hat die hochgemute Parole «Mein Herz heisst ‹Dennoch›!» doch einen weltmännischeren Nebenton als die entsprechende Haltung bei Wirz. Die schweizerische Gegenläufigkeit (Karl Schmid) wird ohnehin nicht selten zur Kauzigkeit, Selbstbezogenheit und zum Pochen auf die angeborene Eigenart – was nicht hindert, dass an eben dieser Eigenart nach Noten herumgörgelt wird – und bekommt dann etwas Sektiererisches. Hängt es vielleicht damit zusammen, dass keiner der eben genannten Experten eine der frühesten Würdigungen des Aargauer Dichters durch einen welschen Kollegen überhaupt erwähnt? Selbst in den beiden Dissertationen kommt das Buch nicht einmal im Literaturverzeichnis vor. Ich meine Jean Moser mit seiner Lausanner Thèse aus dem Jahre 1934 *Le Roman Contemporain en Suisse Allemande, de Carl Spitteler à Jakob Schaffner*, wo die Bedeutung von Otto Wirz schon mit erstaunlicher Souveränität beurteilt wird. Moser schreibt über Hans Calonder, den Helden des Romans *Gewalten eines Toren*: «Sa vie ne veut avoir de büt en dehors d'elle-même. Ce qui était, du temps de Walser, une promenade, de-

vient ici un symbole. Atome, il participe librement, non en vertu d'un dogme ou d'un code, aux combinaisons fécondes. Mais cette liberté, qu'on ne s'y méprenne pas, n'est point un caprice. Elle est, comme pour l'atome, une sorte de fatalité, étant une parcelle de la volonté cosmique. Vu d'ici, Hans glisse comme un nuage sur les choses de ce monde, agit comme un automate et semble le jouet de l'esprit» (S. 198).

Ist es nicht unheilvoll für das schweizerische Schrifttum, dass sich die Experten manchmal mit zu rührendem Eifer um die Verkannten bemühen und dann, befangen im patriotischen Geschäft, den Blick über die Grenzen (sogar ins benachbarte Welschland) zu werfen vergessen?

Hans Bänziger

JÜRIG FEDERSPIEL, «PARATUGA KEHRT ZURÜCK»

Paratuga ist eine ganz eigenartige Figur. Paratuga ist einer Komplementärfarbe vergleichbar, einem Spiegelbild, dem Alter-Ego¹. Federspiel nennt ihn «mein Halbfreund» und fügt hinzu: «Diese Leute, die Halbfreunde, wird man am schwersten los.» Paratuga ist mein eigener Schatten, den ich nicht überspringen kann. Das Wort «zufällig» passt nicht zu ihm. Er ist «fett, querulatorisch und hinterhältig, hinterhältig gegen sich selber», zudem ein Genie im Dreinreden. Er ist ein schlechter Wohner, rattengleich flieht er das sinkende Schiff – ein Seismograph bevorstehender Katastrophen, ein Experte in Erdbeben, Erschütterungsspezialist. Paratuga ist ein Bumerang, Paratuga kehrt zurück.

In den fünf Erzählungen spielt er zusammen mit «ich» Faust und Mephisto. Spielraum ist der Alltag, ein unterhaltender, also harmloser Alltag, mit ein paar absonderlichen, novellistischen Einfällen: Begegnung mit Hitlers Tochter, Besuch eines Wachfiguren-Museums, dessen Gestalten sich als Familie des Besuchers entpuppen.

«Jeder, der auf einem Punkt insistiert, schafft Unruhe.» Genau das tun die Paratuga-Erzählungen. Sie insistieren auf dem Absurden im Alltag. In einem Vergleich gesagt: es gibt Momente, wo ich plötzlich sehe, dass alle Leute eine Nase haben. Ich werde der Tatsache «Nase» bewusst. Die Nase wird für Augenblicke etwas Unfassliches, etwas, das die Gewohnheit durchbricht, die Welt auf den Kopf stellt.

Paratuga macht bewusst, dass unser langweiliger Alltag eine Welt auf dem Kopf ist, dass es sich lohnt, aufzumerken, rattengleich die Katastrophe vorwegzunehmen, die bereits begonnen hat, die schon zur unbemerkten Gewohnheit geworden ist. Insistieren ist hinterhältig gegen sich selber sein, beunruhigen.

«Paratuga fixierte immer und immer wieder einen bestimmten Punkt an der Decke, auch aus verschiedenen Aspekten des Zimmers.» Alle fünf Erzählungen zielen aus verschiedenen Richtungen auf den nämlichen Punkt: das Ende. Ende kann Abschluss einer Af-

färe sein, kann Tod, kann Untergang der Welt bedeuten. Im Hinblick auf das Ende bekommen die leicht lesbaren Texte eine Intensität, die nur durch eine wirkliche Problematik erreichbar ist.

Federspiels Schreibart: kurz und bündig, hie und da fast aphoristisch, spielend mit Satz und Gegensatz, selbstverständlich skurril. Das ist die Besonderheit von Federspiels Texten: selbstverständlich skurril. Es ist ebenso das Charakteristikum von Paratuga, am deutlichsten in der Erzählung «Der Türke», wo es heisst:

«Man kann nicht sagen, Paratuga sei erleicht, das war nicht seine Art,

vielmehr wurde die Farbe seines Anzugs ein wenig dunkler.»

Das ist typisch Paratuga. Er selber ist immer der Gleiche. Doch verändert er die Umwelt, gibt Impulse, lesbare Zeichen, die alle auf das Ende hinweisen. Er ist wie die Tatsache Tod: unverrückbar. Doch die Bedeutung, die der Tatsache Tod zuzumessen ist, ist Sache des einzelnen. Die Zeichen sind gegeben. Deren Lesart ist uns überlassen.

Dorothea Salvini

¹Jürg Federspiel, Paratuga kehrt zurück, Erzählungen, Luchterhand-Verlag, Darmstadt und Neuwied 1973.

«AARE, BÄR UND STERNE»

Dieser Essayband von *Michael Stettler* ist im Rahmen der «*Schriften der Berner Burgerbibliothek*» in Bern erschienen¹. Er umfasst über vierhundert Seiten. Der Reiz der Essays wird durch 93 Illustrationen erhöht, Fotografien von alten Zeichnungen, Gemälden, Gebäuden, die genau auf den Text bezogen sind.

Im Zentrum stehen die Abhandlungen über Kunstdenkmäler aus Bern und dem ehemals bernischen Aargau. Daher rührt wohl auch der etwas enigmatische Titel, indem er auf das bernische und aargauische Kantonswappen anspielt. Die Bestände des Historischen Museums Bern, seine Stickereien, Wandteppiche und Aquarelle schildert Stettler mit besonderer Liebe, zumal er ja dieses Museum von 1948 bis 1961 persönlich geleitet hat. Er ist auch den

Porträtisten nachgegangen, die Berner Patrizier des 17. und 18. Jahrhunderts gemalt haben. Unter den reproduzierten Gemälden finden sich so reizvolle Stücke wie das Bildnis des Knaben Samuel Risold von Johannes Dünz (1691) und dasjenige der Rosina Julia von Steiger, geborene Willading, von Anton Hickel (1786).

In einem anderen Essay untersucht der Autor das Leben und Wirken von zehn Baumeistern im alten Bern. Die Zunft- und Patrizierhäuser, die Stadtore, Kirchen und Landsitze, die da gebaut und umgebaut worden sind, stehen ja alle noch vor unsern Augen, während die Urheber lange verschollen sind. Um so verdienstlicher die Bemühung, einiges wenige der Vergangenheit zu entreissen und in unsere Zeit hinüberzueretten. Auf dem Gebiet der Architektur-

beschreibung bewegt sich Michael Stettler souverän und sicher, kein Wunder, da er von Haus aus Architekt und auch von seinen Ahnen her mit diesem Beruf verbunden ist.

Es gibt Fälle, wo fast ein Missverhältnis entsteht zwischen der ausführlicheren sprachlichen Beschreibung und der schwächeren Bildwiedergabe eines Bauwerks – zumindest hatte ich diesen Eindruck anlässlich der Alten Burghalde in Lenzburg. Aber es sind nicht nur repräsentative, gleichsam prangende Bild- und Bauwerke, die Stettlers Teilnahme finden. Das gusseiserne Geländer der Berner Kirchenfeldbrücke, 1972 abmontiert, beflügelt ihn zu einem wehmütigen Nachruf – ein Brückengeländer, das vielen Bernern so lieb war, dass drei Unbekannte bei Nacht und Nebel ein Stück des neuen Allerwelts-Geländers herauschweissten und es durch ein ebensogrosses Fragment des alten Geländers ersetzen – eine Moritat, die der Berner Gemeinderat dann sanktionierte.

Es sind nicht nur die Kunst- und Baudenkmäler an sich, auf die es dem Autor ankommt. Er möchte auch, dass wir den Geist jener Zeiten in der Erinnerung behalten; dass wir von all den Energien, mit denen wir unsere Gegenwart bewältigen oder überwältigen, etwas zurückbehalten für die Vergangenheit. Wenn diese in historisierenden Zeiten vielleicht überschätzt wurde, so wird sie heute entschieden unterschätzt. Unser technisches Zeitalter gebärdet sich mehr als tyrannisch. «Wie unsere Generation im Urteil unserer Enkel bestehen wird, was wir in Stadt und Land, zu Wasser, auf den Bergen, in der Luft an nichtwiedergutzumachender Verhee-

rung anrichten, was wir an Bewahrung oder Heilung unterlassen, *das* sollte unsere Sorge und unser Stachel sein» (S. 255).

Das Buch beschwört die Vergangenheit auch mit geschriebenen Berichten herauf. Ergötzlich zu lesen ist der Streit, den der Bauherr der Neuen Burghalde in Lenzburg, Johann Jakob Bär, 1796 mit seinem ausführenden Baumeister, dem Steinhauer Franz Müller, ausgetragen hat. Dieser machte seine Arbeit zwar gut, erhob aber immer wieder neue finanzielle Forderungen, bis dem Bauherrn die Geduld riss und er der Frau des Franz Müller ins Gesicht sagte, er «seye endlich des Nachheuschens müde, und gebe nichts mehr her, zu viel seye ungesund» (S. 142).

Auf so lebendige Weise evoziert Michael Stettler auch Geschichte und Gegenwart des Schlosses Brunegg, dessen gegenwärtiger Besitzer, J. R. von Salis, ihm freundschaftlich verbunden ist; 1964 hat er ihm das Präsidium der Stiftung Pro Helvetia übergeben. Auch an dieses Schloss knüpfen sich hübsche Anekdoten. Aber ich müsste zuletzt das ganze Buch nacherzählen, wollte ich ihm gerecht werden; dazu fehlt hier der Raum. Es sei aber all denjenigen herzlich empfohlen, die wissen, dass Geschichte verpflichtet. Denn Tradition ist nicht nur eine Last; sie ist auch eine Freude, eine Freude des Betrachtens, Bewunderns, Bedenkens – und auch ein Ansporn zu eigenem Tun.

Arthur Hänny

¹ Michael Stettler, Aare, Bär und Sterne, Schriften der Berner Bürgerbibliothek, Verlag Stämpfli & Cie., Bern 1973.

HISTORISCHES ZU AKTUELLEN SCHAUPLÄTZEN

Französische Kolonialpolitik der frühen Dritten Republik

Die französische Kolonialpolitik der ersten Hälfte der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts war bis vor kurzem ein noch wenig erforschtes Gebiet. Professor Rudolf von Albertini (Universität Zürich) hat diese Lücke erkannt und einige seiner Schüler mit Arbeiten aus diesem Themenkreis betraut. In der äusserst ansprechenden Reihe «Beiträge zur Kolonial- und Überseegeschichte» sind nun drei unter seiner Anleitung entstandene Dissertationen erschienen.

Tunesien – Erste Aktion

Durch die geheimen Abmachungen mit England, die auch Deutschland unterstützte, wurden 1878 am Berliner Kongress Frankreichs Ansprüche auf Tunesien anerkannt. Damit verschob sich das Schwergewicht der französischen Aussenpolitik von Europa in die Kolonialgebiete. Die Ansprüche auf Elsass-Lothringen traten somit etwas in den Hintergrund. Tunesien als türkische Provinz in Nordafrika hatte inzwischen eine für die damalige Zeit typische Entwicklung durchgemacht. Der Bey, als lokaler Potentat, trachtete nach immer grösserer Autonomie, die ihm vom Sultan auch gewährt wurde. Dieses nahezu selbständige Staatswesen verfügte aber über ein völlig unzureichendes Finanzsystem. Die orientalisch-hofhaltende, die persönliche Bereicherung der Beamenschaft und der Anspruch, über modern ausgerüstete Truppen zu verfügen, hatten in hohem Masse zum Bankrott der Staatskasse geführt. Diesen Tatsachen,

die in vielem an die Märchen aus Tausend und einer Nacht erinnern, standen die kühl rechnenden europäischen Bankhäuser gegenüber, die die notwendigen Summen als Anleihen zur Verfügung stellten. Durch die damit verbundenen riesigen Zinslasten verschlechterte sich die Finanzlage zusätzlich. Das Eingreifen der Gläubiger zur Sicherung ihrer Anleihen wurde unvermeidlich. Damit war bereits der erste Schritt zur europäischen Einflussnahme getan.

Jürgen Rosenbaum hat es unternommen, die ausführliche Untersuchung von *Jean Ganiage*¹ zur Entstehungsgeschichte des französischen Protektorates zu ergänzen, die Motivationsstruktur sowie die eigentliche Etablierung Frankreichs bis 1886 darzustellen².

Die Franzosen sahen sich 1881 durch die erfolgreiche Aktivität des italienischen Konsuls herausgefordert. Besonders die führenden französischen Diplomaten drängten mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln zu einer aussenpolitischen Aktion. Unterstützt wurden sie von der Armee, die längst ihre eigenen Fähigkeiten unter Beweis stellen wollte, um nicht zuletzt Satisfaktion für die erlittene Niederlage im deutsch-französischen Krieg zu erhalten. Ökonomische Interessen im Sinne eines generellen Wirtschaftsimperialisismus beeinflussten die Entwicklung nicht. Einzelinteressen, wie Handelserleichterungen, Konzessionen und, angesichts der grossen tunesischen Schuldenlast, Finanzinteressen können nicht ausgeschlossen werden.

Die enge Verflechtung von Finanz-

kreisen und Politik wurde in der Presse der Dritten Republik heftig kritisiert. Es ist unbestritten, dass dieser als «Trust» bezeichnete Personenkreis in Tunesien und anderen Kolonialgebieten grosse Interessen verfocht. Wie weit diese Interessenlage das «decision making» der Regierung beeinflusste, ist kaum mehr festzustellen. Sie wird vom Verfasser als sehr wahrscheinlich angenommen, kann aber nicht schlüssig bewiesen werden. Der eigentliche Ausschlag für die Aktion in Tunesien schien weniger bei Jules Ferry, der gemeinhin als der Vater der Tunesienaktion gilt, als vielmehr bei Léon Gambetta zu liegen. Dessen Zustimmung war angesichts der parlamentarischen Situation von entscheidender Bedeutung.

Von der militärischen Okkupation bis zur vollständigen Etablierung verstrichen einige Jahre. Das früher beim Abschluss von Protektoratsverträgen übliche Prinzip der Freiwilligkeit, wie etwa 1863 mit Kambodscha, wurde hier erstmals durchbrochen. Eine klare Vorstellung über die künftige Tunesienpolitik fehlte dem Kabinett. Was Gambetta später in die berühmt gewordene Formel «ni annexion, ni abandon» kleidete, entsprach einem Konzept, das anfänglich rein pragmatisch, von Fall zu Fall entwickelt wurde. Jedermann war sich über die hauptsächlichen Missstände in Tunesien einig, nicht aber über die Schritte zu deren Beseitigung.

Die häufigen Regierungswechsel im Mutterland und die grosse Entscheidungsfreiheit in einer Zeit noch wenig entwickelter Kommunikationsmittel verliehen der Person des französischen Vertreters in Tunesien beträchtlichen Einfluss. Der bisherige Generalkonsul Théodor Roustan wurde von Freycinet durch den ehemaligen Präfekten Paul

Cambon ersetzt. Die Ernennung dieses Verwaltungsmannes war notwendig, weil zwei Jahre nach der militärischen Okkupation noch immer keine vertragliche Regelung für die innertunesischen Fragen getroffen worden war. Der Vertrag von Bardo enthielt lediglich aussenpolitische Bestimmungen. Erst der Tod des bisherigen Beys Mohammed ed Sadok ermöglichte es dem Residenten, von dessen ältestem Sohn, der sich mit dem jüngeren Bruder um die Nachfolge stritt, erste Zusicherungen zu erhalten. Cambons eigenmächtiger, eigentlich unerlaubter Schritt zwang schliesslich den Bey am 8. Juni 1883 zur Unterzeichnung einer Zusatzerklärung, die mit Paris gar nicht abgesprochen worden war. Die Kombination dieser Verträge bildete schliesslich die Basis für Massnahmen Frankreichs im Innern Tunesiens. Damit war ein entscheidender Schritt getan. Die Neuausrichtung der Aussenpolitik konnte einen ersten Erfolg verzeichnen.

Nichtintervention in Ägypten

Die grundlegende Arbeit von *Alexander Schölch* legt erstmals die Ägypten-Krise der Jahre 1878 bis 1882 anhand der reichen arabischen Quellenbestände in ägyptischen Archiven dar. Auch die diplomatischen Archive der hauptsächlich interessierten Metropolen wurden, aufgrund der sozialgeschichtlichen Fragestellung, neu gesichtet³.

Auf die Darstellung der indirekten europäischen Einflussnahme unter Ausnutzung der Finanzschwierigkeiten, ähnlich dem für Tunesien geschilderten Schema, wird verzichtet. Es sei jedoch auf das blendende Werk «Bankers and Pashas» verwiesen, in dem *David Landes* diese Fragen in einer spannenden,

fast kriminalromanhaften Art und Weise zu schildern versteht⁴. Schölch setzt bei seiner Detailanalyse 1878 ein, als sich die ägyptische Gesellschaft der europäischen Herausforderung bewusst zu werden beginnt.

Es sei vorweggenommen, dass Frankreichs Beiseitestehen nur am Rande erwähnt wird. Eine entsprechende Analyse wird gegenwärtig bearbeitet. Das Werk hat aber seine Bedeutung darin, dass es das gängige Bild des Urabi-Aufstandes korrigiert und in die richtigen Proportionen rückt. Dies wiederum lässt das falsche Bild hervortreten, das sich die zeitgenössischen Politiker in Frankreich von Urabi machten. Es bleibe dahingestellt, ob sie die wahre Tragweite des Emanzipationsprozesses bewusst oder unbewusst herunterspielten und als blossen Fanatismus einiger Obersten qualifizierten. Jedenfalls erkannten sie die Zerstörung der bestehenden Herrschaftsstruktur nicht, welche die schrittweise Intervention der europäischen Mächte bewirkte. Dieser Europäisierung suchte der Khedive, der fast autonome lokale türkische Fürst, durch die Heranziehung der Provinznotabeln zu entgehen, worauf die europäischen Mächte seine Ersetzung durch den Sohn verlangten, der sich als Kollaborateur erwies. Dies wiederum beschwor den Widerstand der lokalen privilegierten Schichten herauf. Als schliesslich die fellachischen Offiziere um Urabi die gleichen Privilegien, wie sie die Provinznotabeln besaßen, auch in der Armee durchsetzen wollten, erkannten sie zu ihrer eigenen Überraschung, dass sie selber den einzigen wahren Machtfaktor in Ägypten darstellten. So wurden die Offiziere zu den Exponenten der gesamten Emanzipationsbewegung.

Seit 1952 versucht sich die ägyptische Geschichtsschreibung an einer Folge von Revolutionen zu orientieren. In dieses Schema wird auch der Urabi-Aufstand eingereiht. Schölch betrachtet jedoch die Voraussetzungen für eine Revolution als nicht erfüllt, da weder politische noch sozio-ökonomische Verhältnisse verändert werden sollten. Der Herrscher wurde nicht gestürzt, auch dann nicht, als er, entgegen den religiösen Geboten des Islams, mit den Europäern kollaborierte. Tragende Ideen waren das Streben nach Emanzipation und Gleichberechtigung, die durch Reformen erreicht werden sollten. Man hatte die europäische Einmischung satt, die im religiösen Verständnis der Mohammedaner eine emotional gesteigerte Herausforderung bedeutete.

Frankreich hat sich schliesslich an einer gemeinsamen Okkupation Ägyptens nicht beteiligt, es nahm auch Abstand von einer Besetzungsaktion des Suezkanals zusammen mit England. Die Gründe sind vielfältig. Sie sind innenpolitisch bedingt durch das ungeschickte Taktieren des Ministerpräsidenten de Freycinet und die kurz zuvor erfolgte Tunesien-Aktion, die bei vielen Parlamentariern eine zwiespältige Erinnerung hinterlassen hatte. Auch der französische Generalkonsul in Kairo war neben dem Engländer Malet eine zweitrangige Figur, die dann auch auf dem Höhepunkt der Ereignisse ausgewechselt wurde. Aussenpolitisch konnte sich Frankreich nicht entscheiden, da eine ausdrückliche Mandatserteilung durch die Mächte, die zu einer Konferenz in Konstantinopel versammelt waren, fehlte. Dies zeigt deutlich, dass den Expansionsbestrebungen Frankreichs noch enge Grenzen gesetzt waren. Die achtziger Jahre waren eine Übergangsphase.

Die Tunesien-Aktion war ein Anfang, bedeutete aber noch keineswegs einen vorbehaltlosen Übergang zum Kolonialismus.

Expansion in Vietnam

Einen überaus detaillierten und durch seinen Quellenreichtum bestechenden Beitrag zur frühen französischen Kolonialgeschichte liefert Dieter Brötzel mit seinem Werk «Französischer Imperialismus in Vietnam⁵». Diese Arbeit dürfte für viele weitere Werke zu diesem Themenkreis wegweisend sein, weil sie weder einseitig den Entscheidungsprozess im Mutterland noch die Zusammenhänge in der Kolonie herausarbeitet, sondern die Interdependenz der verschiedenen Faktoren aufzeigt. Grosses Gewicht legt Brötzel auf die gesamtwirtschaftlichen Probleme, die sich, im Gegensatz zur bisherigen Forschungsmeinung, als wesentlich erwiesen haben. Er vermag anhand der Exportschwierigkeiten die Notwendigkeit von neuen Exportmöglichkeiten nachzuweisen. Besonders Handelskammern setzten sich für dieses Anliegen ein. Sie versprachen sich eine Ausweitung der Handelsbeziehungen über Vietnam hinaus bis nach China. Dieser Aspekt wird auch dadurch verdeutlicht, dass die Kolonialadministration teilweise vom Marineministerium abgetrennt und dem Handelsministerium zugeteilt wurde, so etwa unter Gambetta während dessen «Grand ministère».

Im Zentrum der Mobilisierung breiterer Schichten im Mutterland stand Paul Leroy-Beaulieu mit seinem Werk «De la colonisation chez les peuples modernes» und seiner breiten publizistischen Arbeit. Später kamen einige

weitere einflussreiche Presseleute an angesehenen Blättern wie *Le Temps*, *Journal des Débats* oder *Revue des deux mondes* dazu. Sie propagierten die koloniale Expansion als einzige Möglichkeit, Frankreichs Grossmachtsanspruch zu erhalten. Angesichts der demographischen Perspektive, der relativ geringen Industrialisierung, der beschränkten Exportmöglichkeiten, der Zukunftsprognosen ganz allgemein sahen führende Politiker den einzigen Ausweg in der Verlagerung des Schwerpunktes der Aussenbeziehungen weg vom Revanchegedanken, einer vom Trauma Deutschland beherrschten kontinental-europäisch orientierten Politik, hin zu einer Kompensation der Niederlage von 1870/71 in Übersee. Diese Gedankengänge dürften bei Jules Ferry und Léon Gambetta⁶ ausschlaggebend gewesen sein.

Dank genauer Information über die Lage in Südostasien auf persönlichen Kontakten zu führenden französischen Vertretern in den Kolonien beruhend, und dank geschickter, modern ausgedrückt: «Public Relations»-Aktionen dieser Franzosen in der Metropole, konnten verschiedene republikanische Politiker für eine aktive Kolonialpolitik gewonnen werden.

Besonders Marinekreise, allen voran der Marineminister Jauréguiberry, sahen in dieser Offensivstrategie eine willkommene Möglichkeit, der französischen Flotte die notwendigen Stützpunkte als logistische Zentren und Kohlestationen zu verschaffen. Seit der Nichtintervention in Ägypten wurde dieses Anliegen entscheidend, weil nicht mehr mit der Benutzung englischer Stationen gerechnet werden konnte.

Was bei Rosenbaum angedeutet wird, verdichtet sich bei Brötzel zur

Tatsache: ein relativ breiter Personenkreis um die führenden Politiker Ferry, Gambetta, Freycinet und Jauréguiberry, unterstützt von wichtigen Verwaltungsbeamten, Journalisten und Parlamentariern, betrieben aus einer Kombination von Motiven eine Expansionspolitik, die sie mit den verschiedensten Mitteln durch ein Parlament bringen mussten, das nur allmählich die Bedeutung dieser Entwicklung anerkannte. Noch fehlte eine organisierte Gruppe. Der Zusammenhalt der losen republikanischen Bourgeoisie war garantiert durch eine enge Verfilzung verschiedenster Interessen. Nur Detailanalysen wie die vorliegenden Dissertationen vermögen diese Zusammenhänge aufzuzeigen. Der Schlüssel für viele Fragen des Imperialismus der frühen Dritten Republik liegt in den Einzelheiten. Die besprochenen, oft akribisch anmuten-

den, aber unentbehrlichen Studien haben eine Reihe von Bestätigungen, aber auch eine Vielzahl von neuen Erkenntnissen gebracht.

Walter Anderau

¹Jean Ganiage, *Les origines du protectorat français en Tunisie*, Paris 1959. – ²Jürgen Rosenbaum, *Frankreich in Tunesien – Die Anfänge des Protektorates 1881 bis 1886*, Atlantis-Verlag, Zürich 1971. – ³Alexander Schölch, *Ägypten den Ägyptern! Die politische und gesellschaftliche Krise der Jahre 1878–1882 in Ägypten*, Atlantis-Verlag, Zürich o. J. – ⁴David S. Landes, *Bankers and Pashas*, London 1958. – ⁵Dieter Brötzel, *Französischer Imperialismus in Vietnam – Die koloniale Expansion und die Errichtung des Protektorates, Annam-Tongking 1880–1885*, Atlantis-Verlag, Zürich 1971. – ⁶Charles-Robert Ageron, *Gambetta et la reprise de l'expansion coloniale*, in: *Revue française d'histoire d'Outre-Mer*, 1972.

Mitarbeiter dieses Heftes

Lic. phil. Walter Anderau, 3005 Bern, Jubiläumsstrasse 77
 Prof. Dr. phil. Hans Bänziger, 8590 Romanshorn, Seeweg 12
 Dr. phil. Bruno Bolliger, 5000 Aarau, Bühlain 18
 Dr. iur. et phil. Michael Fischer, 8049 Zürich, Limmattalstrasse 105
 Prof. Dr. phil. Jacques Freymond, 1294 Genthod, Chemin de la Petite-Voie 3
 Dr. phil. Arthur Häny, 8006 Zürich, Genssenstrasse 10
 Prof. Dr. phil. Thomas Molnar, New York City 23, N.Y. 10025 (USA),
 142 West End Avenue
 Richard Reich, 8127 Aesch, Aeschstrasse 927
 Prof. Dr. phil. László Révész, 3012 Bern, Seidenweg 19
 Dorothea Salvini-Kim, 6549 Verdabbio
 Dr. phil. Christoph Siegrist, 8903 Birmensdorf, Howielstrasse 8
 Regierungsrat Dr. phil. Alfred Wyser, Erziehungsdepartement, 4500 Solothurn

Den Beitrag von Thomas Molnar übersetzte Beatrice Bissoli, 8006 Zürich, Scheuchzerstrasse 47, aus dem Englischen.